

Sonderdruck aus:

# Schreibsucht

Autobiografische Schriften des Pietisten  
Ulrich Bräker (1735–1798)

Herausgegeben von  
Alfred Messerli und Adolf Muschg

Vandenhoeck & Ruprecht

2004

KLAUS-DETLEF MÜLLER

## Leben. Schreiben

## Zu Bräkers Autobiographie

Hans-Georg Kemper zum 60. Geburtstag

Was den Schriften Ulrich Bräkers ihren Wert und ihre Bedeutsamkeit verleiht und was noch 200 Jahre nach seinem Tod das Interesse an ihm sichert und rechtfertigt, ist nicht allein, was er schreibt, sondern mindestens in gleichem Maße die Tatsache, dass er schreibt. Zwar ist autobiographisch inspiriertes und begründetes Schrifttum von Angehörigen der Unterschicht im 18. Jahrhundert nicht außergewöhnlich, sind die Lebensbedingungen von Autoren des vierten Standes sogar ein gattungsbestimmender Bereich der literarischen Autobiographie dieses Zeitraums,<sup>1</sup> aber im Unterschied zu Karl Philipp Moritz, Johann Heinrich Jung-Stilling, Johann Dietz, Daniel Friedrich Schubart, Johann Gottfried Seume und anderen vergleichbaren schreibenden Zeitgenossen, ist Bräker nie aus den engen Lebensverhältnissen seiner bäuerlich-plebejischen Herkunft herausgetreten und war deshalb nicht durch die Zugehörigkeit zur literarisch-publizistischen Öffentlichkeit zu einer Selbstdarstellung legitimiert, die Autorschaft als eine kommunikative Handlung nahegelegt hätte. Selbst der aus ähnlichen Verhältnissen stammende und in seiner Herkunftssphäre verbliebene »Hoftiroler« Peter Prosch war sich der Aufmerksamkeit des lesenden Publikums sicher, weil seine »natürlichen Abenteuer« ihn in den Bereich der Höfe geführt hatten und weil er dort eine akzeptierte närrische Rolle gespielt hatte.<sup>2</sup> Bräker ist hingegen ein Autor ohne Publikum, ein Schreibender, der sich bis

<sup>1</sup> Vgl. hierzu Günter Niggel, *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung*, Stuttgart 1977; Ralph-Rainer Wuthenow, *Das erinnerte Ich. Europäische Autobiographie und Selbstdarstellung im 18. Jahrhundert*, München 1974; Klaus-Detlef Müller, *Autobiographie und Roman. Studien zur literarischen Autobiographie der Goethezeit*, München 1976, S. 169–183; Klaus-Detlef Müller, *Zum Formen- und Funktionswandel der Autobiographie*, in: Hans-Friedrich Wessels (Hg.), *Aufklärung. Ein literaturwissenschaftliches Studienbuch*, Königstein 1984, S. 136–160; Wolfgang Emmerich, *Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland*. Bd. I: Anfänge bis 1914, Hamburg 1974.

<sup>2</sup> *Leben und Ereignisse des Peter Prosch, eines Tyrolers von Rieth im Zillerthal, oder Das wunderbare Schicksal*. Geschrieben in den Zeiten der Aufklärung, München 1964. Vgl. hierzu Niggel (wie Anm. 1), S. 87–89; Wuthenow (wie Anm. 1), S. 157–161.

zur unerwarteten und nicht vorhersehbaren Veröffentlichung seiner Autobiographie seine Leser nur fingieren kann, für den das Schreiben bis etwa zu seinem 50. Lebensjahr ein nahezu selbstgenugsames Rollenspiel ist, über das er auch später kaum wirklich hinausgelangt.<sup>3</sup>

Es gehört zu den Eigenarten seiner Schriften, dass er das weiß und dass er sich darüber immer wieder Rechenschaft ablegt. Damit unterwirft er sich einem ständigen Zwang zur Selbstrechtfertigung, in der er sich selbst gegenübertritt und sich selbst gewissermaßen dialogisch objektiviert. Das Schreiben ist ihm ein Lebensbedürfnis, und der in den Zwängen seines mühseligen Broterwerbs befangene Autodidakt hat in seinem Horizont nur einen einzigen geeigneten Stoff – sein eigenes Leben. Er muss einen Weg finden, wie er sein Leben schreiben kann, und er macht damit das Schreiben zugleich zum eigentlichen Inhalt seines Lebens, nicht als Autor, der er nicht sein darf, sondern als sich selbst in seinem alltäglichen Leben Beobachtender und Wahrnehmender,<sup>4</sup> als eine sich selbst objektivierende Instanz. In diesem Sinne ist er, worauf schon Hans-Günter Thalheim hingewiesen hat,<sup>5</sup> ein »Naturprosaist« nach der Definition Goethes. Damit ist die intuitive und naive Anverwandlung literarischer Verfahrensweisen gemeint, deren fingierter Wirklichkeitsgestus beim Wort genommen wird und damit zur Folie der eigenen vermeintlich unmittelbaren Weltwahrnehmung werden kann, wobei unbemerkt bleibt, dass sie in der von der Literatur geleiteten Erinnerungsarbeit einen Literarisierungsprozess durchmacht. Erinnerung ist ja nicht nur gegenständlich begründet, sondern von der diskursiven Form ihrer Objektivierung mitbestimmt und dadurch sowohl kommunikativ als auch zur Selbstreflexion einladend. Goethe hat das am Beispiel der Aufzeichnungen des Weimarer Bibliotheksdieners Johann Christoph Sachse demonstriert, die er als »natürlichen« Schelmenroman im Sinne von Alain René Lesages *Gil Blas de Santillane* wahrgenommen und unter dem Titel *Der deutsche Gil Blas* zur Veröffentlichung empfohlen und mit einem Vorwort an das lesende Publikum auch der »oberen Stände« vermittelt hat.<sup>6</sup>

Bräker ist ein »Naturprosaist« oder Naturdichter in einem noch sehr viel weiteren und direkteren Sinne. Er ist nicht nur in einem unliterarischen, son-

<sup>3</sup> Zu Bräkers Schreibmotivationen vgl. Christoph Siegrist, *Zwischen Objekt und Subjekt. Darstellung und Selbstdarstellung des Bauern in der Schweizer Literatur des 18. Jahrhunderts*, in: *Recherches Germaniques* 11 (1981), S. 7–27, hier S. 17 f.

<sup>4</sup> Zu den Konsequenzen dieser Schreibkonstellation s. Hans Mayer, *Aufklärer und Plebejer. Ulrich Bräker, der arme Mann im Tockenburg*, in: Hans Mayer, *Von Lessing bis Thomas Mann. Wandlungen der bürgerlichen Literatur in Deutschland*, Pfullingen 1953, S. 110–133.

<sup>5</sup> Hans-Günther Thalheim, *Ulrich Bräker. Ein Naturdichter des 18. Jahrhunderts*, in: H.-G. T., *Zur Literatur der Goethezeit*, Berlin 1969, S. 38–84. Vgl. auch Walter Hinderer, *Ulrich Bräker*, in: Benno v. Wiese (Hg.), *Deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts. Ihr Leben und Werk*, Berlin 1977, S. 371–392.

<sup>6</sup> *Der deutsche Gil Blas*. Eingeführt von Goethe. Oder *Leben, Wanderungen und Schicksale Johann Christoph Saches, eines Thüringers*. Von ihm selbst verfasst, Hg. v. Wulf Segebrecht, München 1964. Dazu auch Müller (wie Anm. 1), S. 215–220.

dem in einem literaturfernen und literaturfeindlichen Umfeld aufgewachsen, das seine Lese- und Schreibbedürfnisse nur als Unnatur wahrnehmen konnte. Er verfügt deshalb zunächst weder über geeignete Wahrnehmungs- und Darstellungsmuster, noch darf er seinem Antrieb trauen, der in der ständisch verfassten Gesellschaft dem Habitus der unteren Stände widerspricht. Bezeichnenderweise sind es vor allem die Angehörigen der eigenen Schicht, die ihm besonders feindselig begegnen, während die aufgeklärten »Menschenfreunde« ihn später mit einem begrenzten Wohlwollen akzeptieren, nachdem er seine schreibende Revolte erst einmal im Produkt objektiviert hat.

Am Beginn der Schriften stehen deshalb Äußerungsformen, die so weit konventionalisiert sind, dass sie als relativ unverfänglich gelten müssen: Gebete, Bibelauslegungen und Bußpredigten im Geiste der Inspirierten, die als eine außerkirchliche Erweckungsbewegung das geistliche Leben in Bräkers Jugendzeit bestimmten. Sie lenkten das Interesse auf die eigene Lebensführung und forderten zur ständigen Selbstprüfung heraus. Bräker hat dieses Angebot, das in der Traktatliteratur schon verschriftlicht war, in geradezu exzessiver Weise genutzt und hat seine Buß- und Andachtsübungen in seinen Tagebüchern festgehalten. Daraus ergibt sich ein im mehrfachen Sinne dialogisches Schreiben, das schon das früheste Zeugnis, die von Bräker auf 1768 datierte »Vermahnung«<sup>7</sup> bestimmt. Das Gebet ist ja ein Dialog mit Gott, der, wenn er schriftlich festgehalten wird, zugleich an ein lesendes Publikum adressiert ist und damit ein Rollenspiel begründet, das in der Form von Bibelauslegungen, Predigten und Andachtsübungen ebenfalls implizit adressatenbezogen ist. Da Bräker die Rolle des Predigers nur imaginieren und fingieren kann und da ihm die ihr zuzuordnende Öffentlichkeit fehlt, muss er sich ein Publikum erst selbst schaffen, und er gewinnt es in der Unterstellung, dass er sich an seine Kinder wendet, deren ältestes zum Zeitpunkt der Niederschrift der »Vermahnung« sechs Jahre alt ist. Es ist aber bezeichnend, dass er seine Aufzeichnungen erst rechtfertigen kann, als er sie im Sinne der Hausbücher als Vermächtnis an seine Nachkommen adressieren darf und als er damit auch für seine Tagebücher Leser imaginieren kann. Schon vorab ist aber auch das Tagebuch eine dialogische Form, in der das schreibende Ich mit sich selbst ins Gespräch kommt. Bräker hat das in Dialogen zwischen dem Tagebuch und dem Diaristen als Erzählprinzip verdeutlicht<sup>8</sup> und so die monologische Form zum Gespräch geöffnet.

In der »Vermahnung« wendet er sich denn auch zuerst nicht, wie vielfach sonst, direkt an seine Kinder, sondern beschreibt von einer gewissermaßen

<sup>7</sup> »ein wort der vermahnung, an mich und die meinigen daß nichts besers sey den gott fürchten zuallenzzeiten.« 1768, in: Ulrich Bräker, Sämtliche Schriften, 1. Bd., Tagebücher 1768–1778, bearbeitet von Alfred Messerli u. Andreas Bürgi, München/Bern 1998, S. 5–118. Im folgenden zitiert als: Tagebücher 1.

<sup>8</sup> Vgl. etwa »Gespräch mit seinem Büchelgen«, in: Tagebücher 1 (wie Anm. 7), S. 735–737 (18.3.1777).

objektiven Warte seine Erzählintention: »ich hofe daß eine vermahnung an sey alß von ihrem vatter nach meinem tod noch auf ihre hertzen würke.«<sup>9</sup> Das ermöglicht den direkten Übergang zur Gebetsform als dem die Darstellung umgreifenden Diskurs. Er verbürgt die Aufrichtigkeitsbedingungen, die zusätzlich eine Rechtfertigungsfunktion haben, wenn er versichert, dass er »nicht etwaß zum schein, oder aus hochmuht«<sup>10</sup> schreibe, dass er also nichts fingiere oder sich aus Eitelkeit eine Autorschaft anmaße. Das ist eine lebensweltliche Verifikation des Bescheidenheitstopos, die zugleich auf eine vorgängige Kritik der Schreibmotivation reagiert. Sie steht in Verbindung damit, dass der eigentliche Gegenstand des Schreibens das eigene Ich und die Lebensgeschichte ist, die durch die überwuchernden religiösen Passagen maskiert wird. Diese Maske nimmt ihr das Anstößige einer Selbsterhöhung durch die Schrift, wobei zugleich der Gestus einer affirmierten gesellschaftlich akzeptierten Norm lustvoll, weil zur Artikulation herausfordernd, überboten wird. Bräker führt sich mit einem Sündenbekenntnis ein (»vermahnung an mich selbst«),<sup>11</sup> bevor er nach einem weiteren Gebet zum ersten Mal einen knappen Lebensbericht gibt, der als »beschreibung. meiner leiblichen reiß und pilgerschafft, in diser armen welt«<sup>12</sup> wiederum in ein geistliches Gewand eingekleidet ist und in der Folge in ein umfangreiches religiöses Erziehungskompendium mündet.

Der eigene Lebenslauf, die individuelle Existenz und die in der Selbstreflexion entwickelten Ansichten gewinnen so exemplarischen Charakter, was ihre Aufzeichnung legitimiert. Zugleich ist damit ein zeitspezifisches Muster der Identitätsbildung bezeichnet: Das Individuum erfährt sich selbst, indem es sich über seine Sündhaftigkeit Rechenschaft ablegt, sich das eigene Leben in Gestalt einer Beichte bewusst macht und nach vorgegebenen Normen kritisch verurteilt. In einer sich immer stärker säkularisierenden Praxis der Selbsterforschung entsteht so das neue Individualitätsbewusstsein. Sein literarischer Ort ist insbesondere die Autobiographie.<sup>13</sup> Bei Bräker ist dieser zeitspezifische Prozess wiederum unmittelbarer: Er schreibt seinen Lebenslauf in die Verkündigungspraxis der Inspirierten ein und nimmt diese dann fortlaufend zurück, in dem Maße, wie ihm seine Praxis bewusst wird.

Ähnlich war auch Karl Philipp Moritz in seinem autobiographischen Roman *Anton Reiser* verfahren, indem er psychologisch begründete, inwiefern das hysterische Sündenbewusstsein zur Ausbildung einer negativen Form der Identität führen konnte. Wenigstens als exemplarischer Sünder kann das in seiner Lebenswelt unterdrückte Ich sich groß fühlen, das Interesse Gottes

<sup>9</sup> Ebd., S. 5.

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> Ebd., S. 12–17.

<sup>12</sup> Ebd., S. 19–24.

<sup>13</sup> Vgl. hierzu besonders Günther Niggel (wie Anm. 1) und Günther Niggel, Zur Säkularisation der pietistischen Autobiographie im 18. Jahrhundert, in: Dieter Grimm u. a. (Hg.), *Prismata*, Pullach 1974, S. 155–172.

damit in gesteigerter Weise beanspruchen und sich so als Individuum erfahren.

Im Vorbericht zu seiner »Vermahnung« und zu den an den Pfarrer Imhof übersandten Tagebuchauszügen aus dem Jahre 1789 bekennt Bräker sich dazu, dass er in seinen frühen Aufzeichnungen seine Zuflucht »zu erzwungener frömeley« genommen habe und durch »einen gantzen hauffen mistisches quark«<sup>14</sup> verleitet worden sei, sich selbst als einen großen Sünder darzustellen. Der eigentliche Antrieb für die fromme Pose sei aber die Hoffnung gewesen, dass diese Bekenntnisse wegen ihrer erbaulichen Wirkungen gedruckt werden könnten, und auch als diese Hoffnung sich nicht erfüllte, habe er sich durch »allewil sünden bekenntnuße – und meistens erzwungte frömeleien«<sup>15</sup> in seinen Tagebüchern zum Schreiben legitimiert. Die religiös begründete Selbstobjektivierung ist also ein Rollenspiel, das von vornherein Autorschaft fingiert.

Und daraus folgt nun umgekehrt, dass das erschriebene, das heißt im Schreibvorgang gewonnene Selbstbewusstsein eine ganz persönliche Säkularisierung zur Folge hat. Waren die eigenen Erfahrungen zunächst nur als Exempelmateriale in den missionarischen und predigthafter Diskurs eingegangen und hier tendenziell zu Übungen in Reue und Buße missbraucht worden, so wird die fast selbstzwecklich wuchernde religiöse Rhetorik immer mehr aufgehoben, je mehr der Schreibende ihre Funktion durchschaut und damit ein nicht vorsozialisiertes Selbstbewusstsein gewinnt. Der Aufrichtigkeitsgestus verlagert sich dabei vom geistlichen Leben, das in der Beichtpraxis erst produziert wird und das bei seinem falschen primären Antrieb zur Pose erstarrt, auf das wirkliche Leben, dem nun ein Wert zugeschrieben werden kann, weil es zuvor als bedeutungshaltig verstanden und so objektiviert wurde. Dieser mit dem Persönlichkeits- und Individualitätsverständnis des 18. Jahrhunderts zusammenhängende Prozess lässt sich bei Bräker besonders deutlich bemerken, weil er zunächst auf die beiden Momente Religion und Lebenslauf eingeschränkt ist. Dabei ergibt sich ein Wechsel in der Gegenständlichkeit. In der »Vermahnung« wird die »leibliche reiß und pilgerschaft, in diser armen welt« auf nur 6 von insgesamt 115 Seiten dargestellt<sup>16</sup> – der gesamte übrige Text ist Andachts-, Beicht- und Verkündigungsrhetorik, formal adressiert an Kinder und Nachkommen. In der »Lebensgeschichte«, die die gleichen Sachverhalte in der seither erschriebenen säkularisierten Form zum Gegenstand hat, bleiben die religiösen Momente marginal und werden noch zusätzlich relativiert. So heißt es etwa über die Tagebuchaufzeichnungen aus den Hungerjahren seit 1770, dass »ich nämlich an mancher Stelle viel Lermens von meinem sonderbaren Vertrauen auf die göttliche Vorsehung gemacht – und zwar meist gerade

<sup>14</sup> Tagebücher 1 (wie Anm. 7), S. 4.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Angaben nach ebd., S. 19–24.

wo ich am kleingläubigsten war« (254).<sup>17</sup> Der Vorsehungsglaube erscheint im Nachhinein als eine entlastende Rechtfertigung des »angebohrten Leichtsinns« (255) und kann damit biographisch integriert werden. Er ist aber zugleich die durchschaute Quelle der zur selbstgenügsamen Pose objektivierten Schreibmotivation. Als ein »wie es mir itzt vorkömmt, [...] unerträglicher, eher gottloser Mann, der alle andern Menschen um ihn her für böß, sich selber allein für gut hielt« (250), ist er versucht, nach dem Muster der Herrnhuter und Inspirierten zum Bußprediger zu werden, erkennt aber seine mangelnde Befähigung und kommt so auf die Idee,

»ich könnte vielleicht besser mit der Feder zurechte kommen, und flugs entschloß ich mich ein Büchlin zum Trost und Heil wo nicht ganz Tockenburgs, wenigstens meiner Gemeinde zu schreiben, oder es zuletzt auch nur meiner Nachkommenschaft – statt des Erbguts zu hinterlassen.« (250 f.)

Diese selbstkritische Reflexion bezieht sich auf die »Vermahnung«, die damit aus einer neuen Perspektive aufgehoben wird.<sup>18</sup>

Diese neue Perspektive ist durch die Lektüre weltlicher statt bisher geistlicher Literatur begründet, die in den 70er Jahren durch die Unterstützung Johann Ludwig Ambühls und die von ihm vermittelte Aufnahme in die Toggenburgische Moralische Gesellschaft möglich wird. Bräkers Lektüerverhalten ist identifikatorisch. Er liest Goethes *Werther*, Goldsmith's *Vicar of Wakefield*, Butlers *Hudibras*, Smolletts *Humphrey Clinker*, Nicolais *Sebalduß Nothancker* in der gleichen Weise als Lebenszeugnisse wie die Autobiographien Rousseaus, Moritz' und Jung-Stillings oder als wirklichkeitsorientierte Stellungnahmen wie Schubarts *Vaterländische Chronik* und Shakespeares Dramen. Der Wahrnehmungsmodus ist ein erbaulicher: Die Lektüre regt zum Nachdenken über die eigene Lebensführung und zur Meinungsbildung an und provoziert zur Mitteilung seiner Gedanken. Da er keine Gesprächspartner hat, wird ihm der im Lesen erreichte Erkenntnisgewinn zur Schreiblegitimation, am sinnfälligsten in seinem Shakespeare-Büchlein *Etwas über William Shakespeares Schauspiele. Von einem armen ungelehrten Weltbürger, der das Glück genoß, ihn zu lesen*.<sup>19</sup> Wie er las, hat Bräker in einem Brief an den Pfarrer Eckenstein in Wattwil am 22. März 1784 bezeugt:

»Der Dorfprediger von Wakefield gefiel mir ausnehmend – und das um destomehr da so viele seiner lebensscene auch die meinigen sind – nehmlich, ohne absicht des stands.

<sup>17</sup> Bräker-Zitate nach: Ulrich Bräker, *Lebensgeschichte und natürliche Ebentheuer des Armen Mannes in Tockenburg*, in: Samuel Voellmy (Hg.), Basel 1945 (wie Anm. 19), Seitenzahlen im Text nach dieser Ausgabe.

<sup>18</sup> Helmut Pfotenhauer, *Literarische Anthropologie. Selbstbiographien und ihre Geschichte – ein Leitfaden des Leibes*, Stuttgart 1987, weist auf die Notwendigkeit anderer Stilisierungen und dem Verlust der religiös abgesicherten Selbstinterpretation hin (S. 52).

<sup>19</sup> *Leben und Schriften Ulrich Bräkers, des Armen Mannes im Tockenburg*. Dargestellt und herausgegeben von Samuel Voellmy, 3 Bde., Basel 1945, Bd. 3, S. 333–442.

es ist sonderbar tröstlich – solche geschichten zulesen (wahr oder erdicht) die ein so sehr – so nah angehen – viele von seiner eignen lebensgeschichte – seines geschicks – gedruckt zulesen – so net – so trefent geschildert – das ichs selber nicht zusagen noch zu schreiben im stande wär – das ist mir – wie mich dünkt wahres vergnügen – macht manchs drückendes plunderpäckgen des lebens – das' oft so schwär auf dem rücken ligt – lichter – macht froher – muthiger – sorloser – sich auf die allgütige vorsehung stützender. – muthvoll – auf dem weg nach der ewigkeit fortzuwandel – das unnütze gepäk abzustreifen – wo man kan – und das gedultig zutragen – was man tragen muß – Wakefield wäre mir in vielen stücken ein trefliches muster – aber so weit in der selbst verleügnung zu gehn, da wär ich by weitem nicht der mann darzu.<sup>20</sup>

Die literarische Figur wird zum Reflexionsmedium für das eigene Leben, das in der Fiktion wiedererkannt wird, und das in der verfremdenden Spiegelung wahrgenommene Schicksal dient auf erbauliche Weise als Antrieb zur Lebensbewältigung, auch wenn das Gelingen in Frage gestellt ist. Das ist die Übertragung religiöser Praktiken der Lebenshilfe in den weltlichen Bereich, die dem wirkungspoetischen Anspruch volksaufklärerischer Schriften entspricht, hier aber auf komplexe ästhetische Gebilde übertragen wird.

Lesen ist für Bräker also ein Prozess der Selbstwahrnehmung und der Wirklichkeitserfahrung in anderen, allein schon durch die Schriftlichkeit als sinn-erfüllt erfahrenen Konstellationen. Das erklärt den Antrieb zum Aufschreiben der eigenen Lebensgeschichte, in der der Schreibhang und die Faszination der in der Lektüre wahrgenommenen Transformation von Wirklichkeit in Bedeutsamkeit enggeführt sind.

Als Naturschriftsteller im Sinne Goethes hat Bräker nur das eigene Leben als Erzählstoff, wie er es schon in der »Vermahnung« skizziert hat. Und es tritt nun genau das ein, was Goethe als die unvermeidliche Grenzē dieser Art von Schriftstellerei bezeichnet hat:

»In diesem Sinne kann man solche Bücher wahrhaft erbaulich nennen, wie es der Roman, moralische Erzählung, Novelle und dergleichen nicht sein sollen: denn von ihnen als sittlichen Kunsterscheinungen verlangt man mit Recht eine innere Konsequenz, die, wir mögen durch noch so viel Labyrinth durchgeführt werden, doch wieder hervortreten und das Ganze in sich selbst abschließen soll.

Das Leben des Menschen aber, treulich aufgezeichnet, stellt sich nie als ein Ganzes dar; den herrlichen Anfängen folgen kühne Fortschritte, dann mischt sich der Unfall drein, der Mensch erholt sich, er beginnt, vielleicht auf einer höheren Stufe, sein altes Spiel, das ihm gemäß war, dann verschwindet er, entweder frühzeitig, oder schwindet nach und nach, ohne dass auf jeden geknüpften Knoten eine Auflösung erfolgte.

Wie man nun aber von keinem Roman, groß oder klein, sagen soll, hier sei viel Lärmen um Nichts, denn dies könnte man auch von der Ilias behaupten, noch weniger verdient ein Menschenleben verächtlich behandelt zu werden, weil es offenbar im

Leben aufs Leben und nicht auf ein Resultat desselben ankommt, und wir den Geringsten mit Achtung anzusehen haben.<sup>21</sup>

Auch den Hang zum »Didaktischen, Belehrenden, Sittenverbessernden« solcher Schriften, die sich im Horizont aller »poetischen Anfänge« bewegen, hat Goethe als unvermeidlich bezeichnet<sup>22</sup> und solche Bücher als »wahrhaft erbaulich« aber zugleich als nicht künstlerisch verstanden, weil sie nicht »das Ganze in sich selbst abschließen« können.<sup>23</sup>

Bräker hatte offenbar die Illusion, dass er durch das Schreiben ein solches Ganzes herstellen könnte, wie er es in dem von ihm geschätzten Romanen und Autobiographien vorgefunden und wahrgenommen hatte. Dabei ging es ihm darum, seinen Papieren, »von denen ich viele mit Eckel ansehe« (71) durch den Auszug des Wesentlichen eine neue Qualität zu verleihen und damit auch seinen »Schreibhang« zu rechtfertigen. Er befindet sich in einer Situation, in der sowohl seine Frau als auch die Personen seiner näheren Umgebung seine Lektüre und sein Schreiben als Vernachlässigung der den Lebensunterhalt seiner Familie sichernden beruflichen Pflichten missbilligen und kritisieren.<sup>24</sup> Bräker ist sich bewusst, dass er seinen Beruf nur widerwillig betreibt, und er kennt seine Sozialisationsbedingungen zu gut, um nicht Hochmut und Eitelkeit einzugestehen, aber er bezieht das auf das in seinem Stand nicht zulässige Bedürfnis nach Autorschaft, das er schon deshalb nicht rechtfertigen kann, weil er nicht hoffen darf, dass seine Schriften gedruckt werden, weil es also nach dem gängigen Vorurteil kein Lesepublikum gibt und weil ihm deshalb nur die Hoffnung bleibt, von seinen Kindern gelesen zu werden und dafür Verständnis zu finden, dass er ihnen mit seinem Büchlein ebenso viel nutzen könne, als wenn er »die wenige daran verwandte Zeit mit meiner gewohnten Arbeit zugebracht hätte«. (71) Insgeheim wünscht er sich aber weitere Leser, nur weiß er auch, dass ihm das als Hybris ausgelegt würde, wie es denn ja auch der Fall war. Die Rechtfertigung müsste dann aus dem Wert des Geschriebenen stammen, und so hat er die Hoffnung, dass das erzählte Leben das gelebte Leben in eine andere Qualität transformieren und dadurch aufheben könnte, wie er es bei seiner Lektüre erfahren hat. Das misslingt gründlich, und Bräker ist souverän genug, sich sein Scheitern einzugestehen:

»Als ich dieß Büchel zu schreiben anfieng, dacht' ich Wunder, welch eine herrliche Geschicht' voll der seltsamsten Abentheuer es absetzen würde. Ich Thor!« (291 f.)

<sup>21</sup> Der deutsche Gil Blas (wie Anm. 6), S. 6 f.

<sup>22</sup> Ebd., S. 11.

<sup>23</sup> Ebd., S. 6 f.

<sup>24</sup> Vgl. hierzu den Dialog: »Balz und Andres – ein Gespräch«, in: Leben und Schriften Ulrich Bräkers, des Armen Mannes im Toggenburg (wie Anm. 19), Bd. 1, S. 359–363 sowie den in der Argumentation gleichlautenden Dialog Füßlis »Peter und Paul« (ebd. S. 346–358).

<sup>20</sup> Ulrich Bräker, Sämtliche Schriften, 2. Bd.: Tagebücher 1779–1788, bearbeitet von Heinz Graber u. Claudia Holliger, München/Bern 1998, S. 461.

Mit fremden Augen betrachtet erweist sich die eigene Geschichte als »ein Bißel langweilig« (292), wird sie ein »kuderwelsches Ding« (292), das die eigene Misere bestätigt, statt sie interessant zu machen und das ihr damit den Anspruch auf Publizität entzieht, noch bevor sie ihn überhaupt geltend machen könnte. Bräker verwirft aber zugleich die Möglichkeit einer Stilisierung nach dem Muster Jung-Stillings oder Rousseaus, weil das den Anspruch auf »pur lautere Wahrheit« (293) als der letzten verbliebenen Rechtfertigung widerspräche. Und so bleibt nur das Eingeständnis, dass er sich vor dem »Gickel Gackel meiner bisher erzählten Geschichte« (290) selbst ekle, dass sie ihm »recht pudelnärrisch« vorkomme (290). Seine Kritik bezieht sich auf die Phase des Lebens, für die in den Tagebüchern schon schriftliche Aufzeichnungen vorliegen, die also den Vorgang des Wiederschreibens und den Versuch des Umschreibens bezeichnet. Bräker will sie als die wichtigste seines Lebens verstehen, weil sie mit Eheschließung, Berufswahl und Familiengründung seine soziale Existenz bezeichnet.<sup>25</sup> Aber gerade hier ist das Darstellungsvermögen überfordert, das in der romanhaften Schilderung der Kindheit, Jugend und im Abenteuer des preußischen Dienstes noch erzählerisch inspiriert war. Die Darstellung ist damit auch in der Erzählform zweigeteilt: Mit der Rückkehr aus dem unfreiwilligen Söldnerdienst und mit der Eheschließung setzt der Chronikstil der Hausbücher ein,<sup>26</sup> mit dem sich der Schreibende zugleich die erhoffte Perspektive einer lesenden Öffentlichkeit entzieht, erzwungenermaßen in die reine Privatheit seiner Existenz zurückfällt. Die »natürlichen Abenteuer« bleiben folgenlos, es entsteht keine Ganzheit, sondern nur die nüchterne Bilanzierung einer selbstentfremdeten Existenz in der kleinbürgerlichen Realität einer unglücklichen Ehe und der Perspektivlosigkeit des materiellen Elends in handlungsloser Statik. Dass Bräker das sehen und dass er es aufschreiben

<sup>25</sup> »Daß ich in meiner obigen Geschichte über die allerernsthaftesten Szenen meines Lebens – Wie ich an meine Dulcinea kam – ein eigen Haus baute – einen Gewerb anfieng, u.s.f. so kurz hingeweggeschlüpft, kömmt wahrscheinlich daher, daß diese Epoche meines Daseyns mir unendlich weniger Vergnügen als meine jüngern Jahre gewährten, und darum auch weit früher aus meinem Gedächtniß entwichen sind. Soviel weiß ich noch gar wohl: Daß, als ich auch im Ehestand mich betrogen sah, und statt des Glücks, das ich darin zu finden mir eingebildet hatte, nur auf einen Haufen ganz neuer unerwarteter Widerwärtigkeiten stieß, ich mich wieder aufs Grillenfängen legte, und meine Berufsgeschäfte nur so maschinenmäßig, lästig und oft ganz verkehrt verrichtete, und mein Geist, wie in einer anderen Welt, immer in Lüften schwebte [...]. Da ich hiernächst um die nämliche Zeit anfieng, mich aufs Lesen zu legen, und ich zuerst auf lauter mystisches Zeug – dann auf die Geschichte – dann auf die Philosophie – und endlich gar auf die verwünschten Romanen fiel, schickte sich zwar alle dieß vortreflich in meine ideale Welt, machte mir aber den Kopf noch verwirrter. Jeden Helden und Ebentheurer alter und neuer Zeit macht' ich mir eigen, lebte vollkommen in ihrer Lage, und bildete mir Umstände dazu und davon wie es mir beliebte. Die Romanen hinwieder machten mich ganz unzufrieden mit meinem eigenen Schicksal und den Geschäften meines Berufes, und weckten mich aus meinen Träumen, aber eben nur zu grösserm Verdruß auf.« (305 f.)

<sup>26</sup> Hierzu Niggel (wie Anm. 1), S. 14 f.

kann, verdankt er dem preußischen Dienst, der ihn vorübergehend aus seinem Lebenskreis herausgeführt hat und der ihm einen Blick von außen verschaffte, den er zusätzlich durch seine Lektüre schärfen konnte, indem er dadurch zugleich zu einem kritisierten Außenseiter in seiner Lebenswelt geworden war. Wenn er sich auch immer wieder selbst ermahnt, mit seinen Lebensumständen zufrieden zu sein, so ist doch gerade das ein Indiz der Selbstentfremdung, die er sich nicht eingestehen darf. Aber genau in dieser Spannung wird das Schreiben zum Moment des Lebens und das Leben zu einem objektiven Gegenstand des Schreibens.

Dass die Lebensgeschichte durch Vermittlung des Pfarrers Imhof dann tatsächlich veröffentlicht wurde, ist in diesem Kontext durchaus ambivalent. Zwar konnte Bräker sich bestätigt fühlen, denn nun hatte er Leser und fand er eine unerwartet große Resonanz, aber ein Autor war er damit noch keineswegs. Denn das Interesse des Publikums gilt dem Illiteraten, auf dessen »schriftstellerische Gebrechen« (69) im »Vorbericht des Herausgebers« ausdrücklich hingewiesen wird. Damit bleibt das Leben der einzige publizierbare Gegenstand, obwohl er sich bereits verbraucht hatte. Das Leben als Gegenstand des Schreibens erweist sich zugleich als Grenze des Schreibvermögens. Die in den chronikalischen Schlusspartien der Lebensgeschichte sich abzeichnende Tendenz zur Reflexion ökonomischer, politischer und aktueller Probleme, die literarischen Betrachtungen, Reisenotizen und vollends die eigentlich poetisch gemeinten Versuche trafen auf keine Nachfrage, und so ist gerade der scheinbare Durchbruch zur Autorschaft der Kontext von deren Verhinderung. Für die Aufgeklärten blieb Bräker Gegenstand eines letztlich doch gönnerhaften Wohlwollens, das das erstaunliche Bemühen in seinem nur teilweisen Gelingen respektierte. Das war aber nur so lange von Interesse, wie Bräker in seinen Lebensverhältnissen verblieb, von denen er sich jedoch durch die punktuell gelungene Autorschaft vollständig entfremdete. Der Zugang zur publizistischen Öffentlichkeit wurde ihm aber gerade durch diese Erwartungshaltung verwehrt, obwohl seine späteren Aufzeichnungen ihn als einen hell-sichtigen und reflektierten Schriftsteller erweisen, der durchaus publizistische Fähigkeiten hatte und der sich durch die Veröffentlichung seiner Autobiographie bestätigt sehen durfte. So blieb ihm nichts anderes übrig, als seine politischen, ökonomischen, teilweise sogar philosophischen Überlegungen im Tagebuch festzuhalten, das über seine ursprüngliche Funktion der Aufzeichnung von Lebensmomenten hinauswuchs und so für die Nachwelt zum Dokument der zugleich geglückten und missglückten Autorschaft werden konnte. Die Grenzlinie ist der Lebensbericht, in dem Leben und Schreiben gerade noch zusammenfallen und für den sich der entstehende literarische Markt noch aufnahmefähig erweist. Aber gerade indem Bräker sein Rollenverständnis realisiert, wird er von seinem sozialen Status eingeholt und fällt dann wieder in das bloße Rollenspiel zurück, jetzt allerdings mit dem verstärkten Bewusstsein des Abgedrängteins.

Dafür ist die Frage der Honorierung symptomatisch. Bräker, der durch die Veröffentlichung der »Lebensgeschichte« im »Schweizerischen Museum« und dem Nachdruck in der *Zürcherischen Bürklinzeitung* stigmatisiert ist und deshalb die Fortsetzung des Nachdrucks sogar verhindert,<sup>27</sup> der also von der Realisierung seiner Wunschprojektion überrascht und überfordert ist, kann sich auch zu dem völlig unerwarteten Honorarangebot des Verlegers Johann Heinrich Füssli, den er als Ratsherrn und Menschenfreund (Philantropen) wahrnimmt, nicht verhalten und lehnt es zunächst ab.<sup>28</sup> Erst nachträglich begreift er, dass Schriftstellerei auch Gelderwerb ist und veranlasst Imhof zu einer Intervention, um das Angebot anzunehmen, wobei es ihm vor allem darauf ankommt, den symbolischen Wert der gebotenen Chance zu realisieren. Er sieht jetzt die Möglichkeit, »die unzähligen Vorwürfe, die ich wegen meinem Schreiben, vor nichts und wieder nichts, wie mans nennt, in mich schlucken muss, zu mindern oder doch wenigstens zu mildern.«<sup>29</sup>

In der Folge behauptet sich sein ökonomischer Sachverstand, und er unternimmt immer wieder Versuche, seine wirtschaftliche Lage durch den Verkauf von Manuskripten zu verbessern, ist dabei aber auf Mittelsmänner angewiesen<sup>30</sup> und erreicht nichts. Immerhin beginnt er damit aber, sich als Berufsschriftsteller zu fühlen, was den Gestus des Schreibens verändert und die vorläufigen, sehr privaten und lebensbezogenen Rechtfertigungen aufhebt.<sup>31</sup> In dem Augenblick, wo er das Schreiben als Möglichkeit des Broterwerbs entdeckt hat, ist die Quelle schon versiegt, aber er versteht sich nun als Autor, der zumindest fiktiv mit seinem »Publikum« kommuniziert:

»also – gebt auch, jhr lieben, dem armen mann im Toggenburg sein brodt – vor seine hinproducten – dan wirdt er sich hertzlich freühen – zu eüeren diensten zuleben – und bis in den tod bleiben – der dienstgefliesseneste screibler seiner l.[ieben] lesewelt.«<sup>32</sup>

Leben und Schreiben verschränken sich also bei Bräker in ganz eigentümlicher Weise zum Traum einer Autorschaft, dessen Erfüllung er in seinem Zeitkontext nur ahnen konnte und der gerade in seiner Unerfüllbarkeit seine Wahrheit hat. Denn ob er als Schriftsteller so überzeugend gewesen wäre wie in seinem Ringen um die Schriftstellerei, ist doch eher zweifelhaft.

<sup>27</sup> Chronik Ulrich Bräker. Auf der Grundlage der Tagebücher 1770–1798. Zusammengestellt und herausgegeben von Christian Holliger, Claudia Holliger-Wiesmann, Heinz Graber, Karl Pestalozzi, Bern/Stuttgart 1985 (im folgenden zitiert als: Chronik). Hier: Chronik, S. 324 (6.4.1788). Vgl. dazu auch: »Balz und Andres« (wie Anm. 24).

<sup>28</sup> Chronik, S. 328 (7.7.1788).

<sup>29</sup> Ebd.

<sup>30</sup> Vgl. hierzu Voellmy, Bd. 2 (wie Anm. 19), S. 35 f.

<sup>31</sup> Dafür seien nur einige Beispiele genannt: Bräker begreift das Leben als ein »fortdaurendes selbstgespräch« (Tagebücher, Bd. 2 [wie Anm. 20], S. 545; 6.3.1787), entschuldigt sich bei seinem »Lieben Leser« für die Geringfügigkeit seiner »täglichen Begegnisse« (Tagebücher, Bd. 2, S. 566; 23.4.1787) und hat das Bedürfnis nach mehr Welt. »Einfach ist mein wirkungskreis – einfach mein wüssen – und doch streb ich immer nach mehr – möchte alleweil mehr wüirken – mehr wüssen.« (Tagebücher, Bd. 2, S. 573; 5.5.1787).

<sup>32</sup> Ulrich Bräker, *Sämtliche Schriften*, 3. Bd.: Tagebücher 1789–1798, bearbeitet von Andreas Bürgi u. Alfred Messerli, München/Bern 1998, S. 272 (1.1.1790).